

Briefe von Toten

Autor(en): **Linberg, Irmela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

25 Vere waren das wenigste, was sie „pro Stüd“ verlangten. Und die Norweger sollen keine guten Handelsleute sein (oder die Lappen werden wohl kaum zu ihnen gezählt?), wie uns ein Norweger glauben machen wollte, der auf dem Schiff zu verschiedenen Malen Vorträge hielt über Land und Leute von Norwegen. Sie könnten von den Schweizern noch viel lernen, meinte er, die sich so gut auf's Geschäften verstehen, daß sie zum Beispiel um jeden Gletscher einen Zaun erstellen und dann 10 Franken Eintritt verlangen, für das Berehren des Gletschers dann noch extra einen Fünflöre!!

Unsere Landsleute auf dem Schiff beschwerten sich deswegen dann beim Kapitän. Ich hatte diesen Vortrag leider verpaßt und so nicht gehört, in welchem Ton Herr Erissen dies sagte. Aber ich denke, er habe es nicht so böse gemeint, wie's aufgenommen wurde, wohl so, wie er von dem Norweger Dichter und Sprachforscher Nasen berichtete, der Schillers Glode so wunderbar ins Norwegische übersetzt habe, daß die Uebersetzung fast schöner sei als das Original! Ob sich die Deutschen deswegen auch beim Kapitän beschwerten, entzieht sich meiner Kenntnis!

Der düstere Eindruck, den erst die Stadt auf mich gemacht, milderte sich, als sich das Wetter auftrat und ich auf die Höhe stieg, wo ich hübsche, villenartige Häuser, in Grün gebettet, fand. Hahnenfuß blühte überall an den Wegrändern, und Blumen in den Gärten. Und auf der Höhe lodten reizende Birkenwäldchen zum Verweilen! Ueberhaupt, die Birken mit ihren hellgrünen, zarten Blättern und weißen Stämmen, wie kommen sie einem da im hohen Norden vor! Ganz rührend in ihrem heiter-duftigen Kleid hier in der gewaltigen Einsamkeit, zwischen dunklen Bergen und Fjorden, wo sie nur selten mehr Gefährten finden. Sie sind ja die letzten Bäume der Welt, wie wir in Hammerfest sahen. Laubbäume! Leben in Stein und Eis!

Von Tromsö trug uns das Schiff in direktem Kurs dem Nördlichen Eismeer zu, in einiger Entfernung vorbei an der Bäreninsel. Bis jetzt hatten wir die Mitternachtssonne noch nicht gesehen, weil sie im grauen Wetter verdeckt war. Aber die Nächte blieben gleichwohl hell, was einem ganz unwahrscheinlich vorkam.

Aber dann in unserer nördlichsten Nacht (80. Breitengrad und 33 Minuten war unser nördlichstes Ziel) offenbarte sich uns dieses Himmelswunder in seinem ganzen Glanz. Zauberhaft war's, unfassbar, unvergeßlich bleibt's!

Schönes Wetter. Der Uhr nach wär's Nacht. Doch wir haben blauen Himmel zwischen Silberwolken. Sonnenschein. Glitzernde Wellen. Das Schiff fährt ganz langsam. Wie sorgfältig muß es seinen Weg suchen, um auf keinen Eisberg aufzustößen! — Treib- und Packeis überall. — In den Kabinen befindet sich kein Mensch, alles ist auf den Beinen, und auf allen Decken herrscht aufgeregtes Leben. Ich liege auf dem Liegestuhl auf dem Vorderdeck und staune in die sonnenhelle Nacht und auf das eisgepanzerte Meer hinaus. . . . Es will mir fast bang machen beim Gedanken, hier einzudringen in dieses Reich des ewigen Eises und des großen Schweigens. Ist's nicht fast Gott verflucht? Hier irgendwo hat Amundsen sein eisiges Grab gefunden. . . . Und wie viele vor ihm schon und nach ihm noch? Sagenhaftes, zaubervolles Polarland, die Sehnsucht, dich zu ergründen, wird den Menschen eingeboren bleiben. . . .

Plötzlich zeigt sich Nebel. Es wird sehr kalt, und erst zeigte das Thermometer auf dem Promenadendeck noch 4 Grad über Null! Die Staliener, bis zu den Nasenspitzen warm eingehüllt, sehen wie wandelnde Mumien aus und wollen fast erfrieren. Wir sind ja nicht mehr ganz 10 Grad vom Nordpol entfernt. — Der Barman, der Cognac anbietet, findet guten Absatz. . . . Der Nebel wird dichter — das Nebelhorn geht beständig. Unheimlich!

Jetzt, da ich die Sonne nicht mehr sehe, Mitternacht ist grad vorbei, geh ich schlafen.

Um 4 Uhr morgens weckt mich durchs Bullauge blauer Himmel und heiterste Sonne. Wir sind auf Spitzbergen gelandet, in der Magdalenenbucht. Feierlich ergreifend klingt uns der Sonntagmorgengruß — „Großer Gott, wir loben dich!“ — (Fortsetzung folgt.)

Aller Seelen.

Zu euch drängt's uns, ihr lieben Schläfer heute,
Die ihr des Lebens Unrast durftet flieh'n
Und dort in jene stillen Kammern zieh'n
Mit andern müden Pilgern Seit' an Seite.

Wie manches, das uns einst an frühern Tagen
Gar nahe stand, liegt dort gebettet nun,
Von allen Erdenbürden auszuru'h'n; —
Und wir Rastlosen sollten sie beklagen?

O nein. — Ihr würdet mit uns tauschen nimmer,
Nicht möchtet ihr in Sturm und Kampf zurück,
Wo doch die Sorge größer als das Glück —
Und ach so manche Hoffnung sinkt in Trümmer.

Drum, wenn wir heute eure Ruhstatt schmücken,
So soll es nur ein treu Gedenken sein.
Gott führte euch zu jener Ruhe ein,
Drum darf nicht trostlos unser Auge blieden.

Ihr war't uns teuer. — Nun ihr mußtet gehen
Und euer Fuß das Friedensland betrat,
Wir tragen's still. — Auch unser Stündlein naht.
Schent' Gott uns dann ein frohes Wiedersehen!

A. Raegeli.

Briefe von Toten.

Von Irmela Linberg.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in vergangenen Jahrhunderten, die noch nichts von einer Schreibmaschine wußten, die mühselig mit der Hand geschriebenen Briefe zwischen den Menschen weitaus lebendiger, anschaulicher und durchgeistigter waren als heute.

Denn wer versteht es heute überhaupt noch, Briefe zu schreiben, den ganzen Reichtum seines Seelenlebens in ihnen zu offenbaren? — Vielleicht Liebende während einer kurzen Spanne ihres Daseins, vereinzelte Mütter vielleicht, die mit einem Fuß noch in der Vergangenheit stehen, näher jener Generation, die es verstanden hat, zu „korrespondieren“. Das meiste aber, was heutzutage geschrieben wird, ist nicht viel mehr als Protokollierung von Tatsachen oder ein konventionelles Frage- und Antwortspiel. Es sind Briefe reif zur Vernichtung, wenn man sie einmal durchflogen hat. Denn wer will heute noch, gleich einem jener früheren Briefschreiber, behaupten: „Das Briefeschreiben ist eine so große Tugend, daß man sie nicht genug schätzen und fördern kann; deshalb darf man auch den schlechtesten Korrespondenten nie lange auf eine Antwort warten lassen.“

Man hat freilich versucht, auch aus der Not unserer Tage eine Tugend zu machen; man hat erklärt, das Zeitalter der neuen Sachlichkeit machte die Menschen seelisch schamhafter und deshalb verschlossener; sie scheuten vor sentimentalen Herzenergüssen zurück, verstünden es zudem, Unwesentliches und Belangloses vor Wichtigem zu trennen und hätten natürlich vor allen Dingen gar keine Zeit, sich demachen eingehend über jede Nichtigkeit zu äußern wie die lieben Vorfahren. . . .

Ob das wirklich die wahren Ursachen der geradezu erschreckenden Gehaltlosigkeit heutiger Briefe sind? Ob nicht vielmehr eine tiefe seelische Verarmung der Grund ist, daß

wir niemand mehr etwas von uns mitzuteilen haben und eine egozentrische und materialistische Lebensauffassung, daß wir uns um das Fühlen und innere Leben ferner Angehöriger kaum mehr etwas scheren? —

Zuweilen entdeckt man unter altem Familienerbgut ein Schrankfach, eine Lade, in denen sorgsam gebündelt und mit zierlichen, ein wenig verblühten Schleifen verknüpft, streng chronologisch und mit Liebe durchblättert, Stöße von Briefen und Briefwechseln aufbewahrt sind. Briefwechsel, die über einen Zeitraum von fünfzig Jahren und länger reichen und in perlfarbener, aber deutlicher Schrift viele vergilbte Bogen füllen.

Und wenn man sich nun der Mühe unterzieht, diese Briefe zu lesen, dann geschieht etwas ganz Sonderbares; ihre Verfasser, deren Leiber seit Jahrzehnten unter der Erde modern, sind auf einmal nicht mehr Tote. Sie feiern eine wunderbare Auferstehung: sie reden, lachen, weinen, sie erleben Geburt und Kindheit, Jugend, Liebe, Ehe, Freude und Schmerz, Trennung und Wiederfinden. Zuerst aber erleben sie Gott und die Hingabe in seinen unerforschlichen Ratsschluf und Willen, und dies entscheidet über ihre Haltung bei allen Prüfungen, die sie erfahren. So wachsen sie und reifen, bis ihre Sterbestunde — eine letzte ersehnte Krönung des um den Frieden (der höher ist als alle Vernunft) ringenden Menschenherzens — erlösend sie befreit von ihrer Erdgebundenheit und selbst die ihnen Nächsten in Lob und Dank über ihren Heimgang ausbrechen läßt.

Unwiderstehlich reißen viele dieser alten Briefe uns in ihren Bann, und wir zittern, beten, danken, jauchzen, lieben, leiden und leben in ihnen und können, nachdem wir das letzte der so lebendigen Zeugnisse ihres Einstgewesenseins aus der Hand gelegt, kaum begreifen, daß sie, die vor einigen Augenblicken noch so ganz bei uns waren, deren Wärme, Herzlichkeit und Trost wir zu verspüren meinten, deren Kraft und Segen uns trug, — daß sie wieder hingesunken sein sollten, bleiche Schatten einer unwiderbringlichen Vergangenheit. —

Ein Teil ihrer Unsterblichkeit, der Unvergänglichkeit ihres Wesens ist es, das ihre Briefe uns aufbewahrt haben, eine Spanne ihres Seins, das — selbst wenn diese Briefe lange noch vergessen in alten Schränken und Truhen lagern würden, — niemals altern kann.

Und wenn wir sie wieder fortschließen, die vergilbten Bündel mit den verblühten Bändern, wissen wir, daß wir weit fort waren, daß wir eine Reise getan in ein Land, das immer schon das unserer Sehnsucht war.

Wohin ging die Reise? Wie heißt das Land? — Ach, viele Namen kommen ihm zu und schwer ist's zu entscheiden, welches der schönste sei. „Gläubigkeit“, „Seelenreichtum“ und „Liebesfülle“, „Familiensinn“, „Gemeinschaftsgeist“, — kreuz und quer haben wir es durchfahren, und zurückkehrend in die Gegenwart, die Enge der Verhältnisse, den zermürbenden, unaufhörlichen Kampf um die Güter dieser Welt fragen wir traurig, ob es nicht „Vineta“ war, das wir besuchten, Vineta, die versunkene Stadt, die nie mehr er stehen wird und deren Glocken doch nie aufhören werden, uns zu rufen. —

Kirche Trub.

Wo hinter Trubschachen das Tal sich weitet, grüht aus freundlichem Gefilde die hübsch renovierte Kirche von Trub, die im Jahr 1642 neu gebaut worden ist. Sie war im Mittelalter mit einem zu Beginn des 12. Jahrhunderts vom Freiherrn Thüring von Brandis gestifteten und reich dotierten Benediktinerkloster verbunden und dem heiligen Johannes geweiht. Der der Reformation zugetane Abt Thüring Ruff von Wohlhusen erklärte schon 1523 den Austritt



Kirche Trub.

aus dem Orden, verheiratete sich und verdiente seinen Unterhalt als Schindelmacher. 1528 wählte ihn die Gemeinde Lauperswil, wo er früher die Würde eines Kirchherrn bekleidet hatte, zum Pfarrer. Nach neun Jahren wurde er pensioniert und zog zu seinem Sohn, der 1534 das anno 1501 nach einem Brande neu aufgebaute Klostergebäude kaufweise an sich gebracht hatte. Vor der Reformation wirkten in der Kirche der Leutpriester Peter von Dießenhofen und Johann Granberg, der die Reformationsthesen unterschrieb, aber nach Trachselwald überjiedelte. Sein Nachfolger war Johann Schmid, der Helfer in Epiez.

Gesammelte Grabschriften.

Von Grete Schoepl.

Auf einen Virtuosen:

Er machte Schulden und Gedichte,
Doch sind nur jene von Gewichte.

Auf einen Geizigen:

Steh', Wand'rer, staune dies Denkmal an,
Hier liegt ein ganz befond'rer Mann.
Es waren seine Lebensfreuden:
Gold, Silber, Frost und Hungerleiden.

Auf einen Advokaten:

Gott wirkt noch Wunder dann und wann,
Hier ruht ein Advokat, ein rechtschaff'ner Mann!

Auf einen Tenor:

Hier ruht Thomas Wesserer,
Ein schlechter Tenorist
Und hofft, daß er ein besserer
Dort in dem Himmel ist.

*

Hier fiel Jakob Hosentkopf vom Hausdach in die Ewigkeit.

*

Im Leben rot wie Zinnober
Im Tode kreidebleich,
Gestorben am 10. Oktober,
Am 12. war die Leich!

*

Hier ruht Josef Schreiner, 30 Jahre lebte er als Mensch,
20 als Chemann.